Warum ich auch heute trotz Putin den Wehrdienst verweigern würde

Vor einem Vierteljahrhundert hat unser Autor den Kriegsdienst verweigert und Zivildienst gemacht. Viele Zivis von damals würden sich wegen der Gefahr durch Russland heute anders entscheiden. Und er?

Von Sebastian Dalkowski, Handelsblatt, 10.07.2025

Am Ende dieses Textes werde ich, versprochen, eine eindeutige Antwort auf die Frage geben, ob ich auch heute den Kriegsdienst verweigern würde. So wie ich ihn schon 2001 verweigert habe. Das letzte Wort wird ein Ja oder Nein sein.

Die Wehrpflicht wurde zwar 2011 ausgesetzt, aber vieles deutet darauf hin, dass Deutschland sie in irgendeiner Form bald wieder einführt. Dann stehen Menschen vor derselben Entscheidung wie ich damals. Viele verweigern auch jetzt schon. 2024 haben fast 3000 Männer einen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung gestellt, darunter auch Reservisten.

Vor einem Vierteljahrhundert war die Sache für mich klar: Die Bundeswehr war doof. Wenn immer ich einen Soldaten in olivgrün am Bahnhof stehen sah, betrachtete ich ihn mit einer Mischung aus Mitleid und Verachtung. Ich wollte nach dem Zivildienst Geschichte studieren, und die Bundeswehr war für mich immer noch die Nachfolgeorganisation der Wehrmacht. Im Kreiswehrersatzamt sagte ich gleich, dass ich verweigern würde, was damals so eine große Sache war wie zu sagen, man müsse mal auf die Toilette.

Auch Campino würde jetzt dienen

Ich habe keine Ahnung, was ich in meinen Antrag geschrieben habe. Vermutlich werde ich mich auf den Artikel 4, Absatz 3 des Grundgesetzes berufen haben. Dort heißt es: „Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden.“

Jemanden zu töten, lag außerhalb meiner Vorstellung, höchstens aus Notwehr. Vermutlich hätte auch ein „Bundeswehr find ich blöd“ gereicht, denn zur Jahrtausendwende glaubte doch niemand mehr, dass diese Armee nach Ende des Kalten Krieges noch mal das eigene Land schützen müsste. Deutschland wurde nicht am Hindukusch verteidigt.

Vor drei Jahren, Wladimir Putin hatte gerade die Ukraine überfallen, gestand Campino, Sänger der Toten Hosen, er würde heute wahrscheinlich nicht mehr verweigern. Auch andere Menschen, die seinerzeit den Dienst an der Waffe verweigerten, haben ihre Meinung geändert. War ich damals wirklich grundsätzlich dagegen, mich an jeder Art von Krieg zu beteiligen – und nur das rechtfertigt die Verweigerung – oder konnte ich mir nur keinen Krieg vorstellen, in dem ich kämpfen wollte? Auch ich kann nicht mehr leugnen, dass die Gefahr, die von Russland ausgeht, so groß ist wie noch nie in meinem Leben.

Würde ich heute also zur Waffe greifen?

Das Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr befragte 2024 die Deutschen nach ihrer Bereitschaft, das eigene Land zu verteidigen. 42 Prozent waren bereit. Bei den Männern eine knappe Mehrheit, bei den Frauen eine klare Minderheit.

Trennen möchte ich die Frage nach meiner eigenen Verteidigungsbereitschaft von zwei anderen Fragen: Soll Deutschland die Ukraine militärisch gegen den Angriffs Russlands unterstützen? Unbedingt, denn von selbst ziehen sich die russischen Truppen nicht mehr zurück. Und soll Deutschland aufrüsten? Ja, aber bitte nicht finanziell unbegrenzt.

Um die Frage zu beantworten, ob mein 18-jähriges sich als Wehrdienstleistender an dieser Aufrüstung beteiligen würde, mache ich mich auf den Weg.

Anruf bei meinem Bruder

Als erstes rufe ich meinen Bruder Niklas an, zwei Schuljahre hinter mir. Er machte nach dem Abitur Wehrdienst. 2004 fuhr ich mit meiner Familie in die Kaserne, um mir sein Gelöbnis nach der Grundausbildung anzuschauen. Er war als einer von sechs Wehrdienstleistenden ausgesucht worden, dabei die Hand an die Fahne zu legen.

Meine Mutter war stolz, ich war befremdet und schrieb mein Gefühl in einem Text für ein Online-Magazin auf. Shitstorms gab es damals noch nicht, aber meine Mutter sprach mir auf die Mailbox, was noch viel schlimmer war.

Niklas, warum bist du damals zur Bundeswehr gegangen? „Wenn ich ganz ehrlich bin: Ich hatte keinen Bock, mir eine Stelle für den Zivildienst zu suchen." Er war schon immer der Pragmatiker, ich der Idealist.

Hast du darüber nachgedacht, dass du auch dazu ausgebildet wirst, Menschen zu erschießen? Nein, habe er nicht. Stand ja überhaupt nicht zur Debatte. „Ich habe es mehr als Spiel gesehen."

Mit welchen Waffen hast du geschossen? Er zählt auf: G36, P8, MG, G3, Übungspanzerfäuste mit Gummipfeilen.

„Nein, war keine Überwindung für mich."

Er war der letzte Jahrgang, der noch im Szenario „Kalter Krieg" ausgebildet wurde, bevor die Bundeswehr sich doch eher auf Nato-Einsätze im Ausland einstellte. Es habe keine Sinnlos-Befehle gegeben wie Munition auskippen und sortieren, aber am Geburtstag war man dann eben nicht zuhause, sondern auf dem Truppenübungsplatz. „Es ist so, wie es ist."

Warst du beim Gelöbnis stolz, weil du die Hand an die Fahne legen durftest? Stolz nicht, aber er habe sich gefreut.

Mein Bruder wird in diesem Jahr 41. Er ist verheiratet, hat eine Tochter und einen Sohn, eine Doppelhaushälfte auf dem Land. Würde er sich heute wieder für den Wehrdienst entscheiden? Ja, vermutlich bewusster als damals. Er guckt gerade die Serie „The Handmaid's Tale", in der ein autoritärer Gottesstaat Frauen entrechtet hat.

„Ich will, dass meine Kinder leben, lieben, wohnen können wie und wo sie wollen. Deshalb finde ich die Werte in Westeuropa wichtig. Dass man die nicht nur mit Diplomatie und Luft und Liebe verteidigen kann, sollte auch bei der linkeren Seite der Politik ankommen." Er wäre auch nicht abgeneigt, wenn die Bundeswehr Freiwillige für die Verteidigung gegen Russland sucht. „Die Wahrscheinlichkeit, dass ich nicht wiederkomme, ist natürlich gegeben."

Und wenn er andere Menschen erschießen muss? „Alte weiße Männer entscheiden darüber, dass sich zwei Leute, die sich noch nie im Leben gesehen haben, gegenseitig zu erschießen haben. Er kann nichts dafür, ich kann nichts dafür. Shit happens."

Am Ende erzählt er von der Weltraumserie Star Trek, wo niemand mehr arbeiten muss, alle die Dinge freiwillig machen. Eine Utopie, denkt er. „Kriege wird es immer geben, solange einige mehr haben als andere."

Ich merke, dass ich nicht so weit von seinen Positionen entfernt bin wie damals. Aber würde das reichen, um mich heute anders zu entscheiden? Wie notwendig wäre es überhaupt, dass ein 18-jähriger Sebastian Wehrdienst leistet?

Frank Kuhn ist Wissenschaftler am Leibniz-Institut für Friedens- und Konfliktforschung. Er sagt, es sei nicht einfach, die Stärke der russischen und der Nato-Truppen miteinander zu vergleichen. Für ihn steht aber fest, dass Deutschland aufrüsten muss. Die Probleme waren egal, solange die Gefahr fern war. „Die Vollinvasion 2022 durch Russland hat die Entscheidungsträger wachgerüttelt", sagt er.

Funktioniert Abschreckung denn? Kuhn sagt, das hänge davon ab, was Putin denke. Fühle er sich von der Nato bedroht, würde eine weitere Aufrüstung seine Sorge möglicherweise verstärken. „Aber wenn man davon ausgeht, dass Putin die russische Einflusssphäre vergrößern will, kann Abschreckung wirken. Letztlich kann man schlecht in seinen Kopf schauen." Er sagt aber, die Tatsachen legten eher die zweite Möglichkeit nahe. Für die Abschreckung braucht es in seinen Augen auch mehr Soldaten.

Nach dem Gespräch bin ich nicht völlig überzeugt. Schließlich wehrt sich die ukrainische Armee seit Jahren erfolgreich gegen die russische Übermacht. Da soll sich der Rest Europas fürchten? Zumal die Bundeswehr auch erst mal vernünftig mit dem Geld umgehen sollte, das sie schon bekommt. Die Ausgaben für Verteidigung im Bundeshaushalt steigen mit jedem Jahr. Wenn dann trotzdem Ausrüstung fehlt – ist dann zu wenig Geld das Problem oder nicht vielleicht doch veraltete Strukturen? Und wären mehr Geld und mehr Personal in diese Strukturen wirklich die Lösung?

Als Soldat in Somalia

Es wird Zeit, dass ich mit jemandem spreche, der schon als Soldat in einem richtigen Einsatz war. Ich treffe Peter in einer Großstadt in NRW. Während wir uns unterhalten, spielen wir in einer Kneipe Billard. Ich habe das Gefühl, das erleichtert ihm das Reden über seine Zeit in Somalia. Peter heißt in Wirklichkeit anders. Seinen echten Namen will er lieber nicht in einem Artikel lesen.

Während seiner Grundausbildung beschloss der Bundestag, zum ersten Mal bewaffnete Soldaten ins Ausland zu schicken, um sich an einer UN-Mission im vom Bürgerkrieg geplagten Somalia zu beteiligen. Die deutschen Soldaten sollten die Zivilbevölkerung schützen. Peter meldete sich freiwillig, weil er helfen wollte. Drei Monate war er 1993 als Blauhelm-Soldat in Somalia, transportierte Lebensmittel, Medikamente, Wasser, immer scharf bewaffnet.

Schnell fühlte er sich hilflos. „Was hilft Aspirin gegen abgerissene Arme?“ Es hätte Morphium gebraucht, mehr OPs. Somalier, die Lebensmittel von UN-Soldaten annahmen, mussten damit rechnen, von Rebellen erschossen zu werden. Peter hat nie schießen müssen, aber er hat Tote gesehen. Noch heute wacht er manchmal davon auf. Nach seinem Wehrdienst verließ er die Bundeswehr wieder.

„Was bringt ein Krieg?“, sagt er heute. Er ist zwar nicht zum Pazifisten geworden, er ist auch für die Wehrpflicht, für Aufrüstung. Aber er findet, die laufe nicht transparent ab. Er sieht auch, was das kostet und wo das Geld dann fehlt.

Ich spreche mit zwei Menschen, die zum linken Lager gehören, aber gerade deshalb zu zwei unterschiedlichen Entscheidungen gekommen sind.

Ole Nymoen, Geburtsjahr 1998, hat ein Buch geschrieben mit dem Titel „Warum ich niemals für mein Land kämpfen würde“. Nymoen ist Sozialist und will niemanden töten bloß aufgrund der Tatsache, dass ihre Staaten miteinander verfeindet sind, geht aber noch einen Schritt weiter. Er ist auch nicht besonders scharf darauf, dieses Land, Deutschland, zu verteidigen. Ein Land, das sonst sagt, jeder sei seines Glückes Schmied, jeder also sich selbst überlassen, fordere plötzlich Solidarität. „Dass Leute bei der allerzentralsten Frage sagen: Ich will lieber leben, da bin ich mal Egoist – und dass das einem zum Vorwurf gemacht wird.“ Das versteht er nicht.

Er sagt zwar, er sei lieber in Deutschland arm als in den meisten anderen Ländern, aber er habe den Eindruck, die Leute beziehen sich auf den Staat wie auf eine absolute Lebensbedingung. Im Zweifelsfall stellt Nymoen sein Leben über seine Freiheit. „Ich würde lieber unter Putin leben, als tot zu sein."

Mit seinen Aussagen hat er in den vergangenen Monaten einige Menschen gegen sich aufgebracht. Zum Beispiel Christian Storch, 36, Mitglied der Grünen. Er verweist auf eine große Schwachstelle in Nymoens Argumentation. Denn der macht eine Ausnahme: Wenn der Gegner einen Vernichtungskrieg führt, wie das Dritte Reich, wäre jede Gegenwehr geboten. „Das weiß man aber vorher nicht", sagt Storch. „Woher weiß denn Polen, ob Russland einen Vernichtungskrieg führen will?"

Nymoen war der letzte Anstoß, den Storch brauchte, um seine Verweigerung zurückzuziehen. „Unsere Demokratie, unsere Gesellschaft und unsere Freiheit sind es ebenso wie die Menschen, die in unserem Staat leben, wert, verteidigt zu werden", schrieb er in seinem Brief.

Storch ist in einem evangelischen Haushalt aufgewachsen, verweigerte 2007 und machte lieber Zivildienst. Ihm fiel kein Kriegsszenario ein, in dem er kämpfen wollte. Er verstand nicht, warum Deutschland in Afghanistan war. Aber schon damals war es eine knappe Entscheidung. Er fand die Bundeswehr im Gegensatz zu mir nicht blöd. Dann sah er, wie Russland 2014 die Ukraine angriff, sah die fiktive Serie „Occupied", die zeigt, wie Russland Norwegen überfällt. Er sah, wie Russland 2022 den Krieg in der Ukraine ausweitete. Und fragte sich: „Was würdest du machen, wenn der eigene Staat bedroht wird?"

Da war er also, der Krieg, in dem er sich vorstellen konnte zu kämpfen. Während Nymoen das Töten verhindern will, indem er selbst nicht tötet, will Storch das Töten verhindern, indem er im Fall der Fälle selbst tötet.

Eine Möglichkeit für Storch wäre nun, eine Kurzausbildung beim Heimatschutz zu machen. Das können auch Menschen, die nie Wehrdienst geleistet haben. „Ich bin nicht erpicht darauf, mit einer G36 vor einer Kaserne herumzulaufen, aber wenn es notwendig ist, will ich das machen."

Das Zurückziehen der Verweigerung wird ihm kurz nach unserem Gespräch bestätigt. In Sachen Heimatschutz hat sich aber noch niemand gemeldet.

Und jetzt alle zum Heimatschutz?

Nach unserem Gespräch ist die Frage, der ich nachgehe, keine theoretische mehr. Denn im Heimatschutz können sich auch Menschen engagieren, die so alt oder älter sind als ich. Die ihren Beruf nicht aufgeben wollen, aber im Notfall bereitstehen, um in Deutschland mit der Waffe Gebäude, Gelände und Konvois zu schützen. Die Frage lautet deshalb eigentlich: Lehne ich auch die Ausbildung beim Heimatschutz ab?

Ich breche noch mal auf.

Theresa Balzer hat das gemacht, was ich auch machen könnte: Sie hat sich für eine Kurzausbildung beim Heimatschutz gemeldet. 26 Tage Präsenzunterricht verteilt übers ganze Jahr und drei Module, so erklärt Ulrich Baade mir das, Oberstleutnant und verantwortlich für die Pressearbeit des Heimatschutzregiments in Nienburg, Niedersachsen. Er bestätigt mir auch, dass es – siehe Christian Storch – lange Wartezeiten gebe, wenn man sich für den Heimatschutz melde. Nach dem Aussetzen der Wehrpflicht fehlen in der Verwaltung noch die Kapazitäten.

Ich treffe Balzer, 40, Projektmanagerin, in der Clausewitz-Kaserne außerhalb von Nienburg. Das erste Modul hat sie bereits absolviert. Später am Tag wird sie in der Innenstadt mit vielen anderen ihr Gelöbnis ablegen.

Es ist mein zweiter Tag in Niedersachsen. Am Dienstag bin ich in Munster gewesen, eine Stadt, die eher ein Truppenübungsplatz mit ein bisschen Zivilbevölkerung dazwischen ist. Außerdem gleich zwei Kasernen, von denen eine noch immer nach dem früheren Reichspräsidenten Hindenburg-Kaserne heißt. Sie soll aber immerhin bald umbenannt werden. Eine Panzerschule haben sie hier auch noch – und das Deutsche Panzermuseum, eine Zusammenarbeit von Stadt und Bundeswehr. Deshalb bin ich hier.

„Wer aber den Frieden will, der rede vom Krieg.“ Dieses Zitat des Schriftstellers Walter Benjamin von 1926 hat mich hierhin gebracht. Eine Anspielung auf „Si vis pacem para bellum“ – Wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg vor. Es ist an die Fassade des Museums gemalt. Auf der Webseite steht: „Wir reden vom Krieg, weil wir

den Frieden wollen.“ Im Sinne von: Wir zeigen, wie schlimm er ist, damit ihn niemand mehr führen will.

Ein Panzermuseum also, das vor dem Krieg warnen will?

In mehreren Hallen sind Dutzende Panzer ausgestellt, chronologisch geordnet von Erster Weltkrieg bis Gegenwart. Zwar wird auf den Info-Tafeln gegendert, zwar werden dort die Verbrechen der Wehrmacht nicht ignoriert, dennoch kommen mir im Laufe der Ausstellung immer mehr Zweifel, ob das Museum sein selbstgesetztes Ziel erreicht. Denn vor allem sehe ich Panzer. Die Info-Tafeln konkurrieren nicht nur mit den Stahlriesen, sondern auch den vielen technischen Angaben. Das macht es den Besuchern zu leicht, den Ort wie ein Museum gewordenes Panzer-Quartett zu betrachten.

„Wie geil ist das denn?“, freut sich ein Mann über den Jagdpanzer SK 105 A2 Kürassier.

Auch die Google-Rezensionen künden eher von Technikbegeisterung als Kriegsfurcht. „Ein Highlight für mich war die Ausstellung des legendären Panzerkampfwagen VI Tiger II, auch als Königstiger bekannt.“ Der Königstiger war ein Panzer der Wehrmacht.

Im Museums-Shop gibt es T-Shirts, auf denen „Brustpanzer“ oder „Tankwart“ steht, es werden Panzer aus Bauklötzchen verkauft. Im Regal stehen Bücher mit Titeln wie „Panzer aus aller Welt“ und „Schwere Panzer der Wehrmacht“, Bücher für Technik- und Taktikfreunde. „Wer aber den Frieden will, der rede vom Krieg.“ – darunter stelle ich mir etwas anderes vor. Nach Schätzungen sind aus Russland mehr als 250.000 Männer geflohen, um nicht als Soldaten einberufen zu werden, aus der Ukraine mehr als 300.000. Sie wissen, was Krieg bedeutet.

Theresa Balzer wäre dazu bereit, in einem Krieg zu kämpfen. Sie engagiert sich schon bei der Freiwilligen Feuerwehr, nun also auch beim Heimatschutz. Auch ohne Russlands Angriff auf die Ukraine hätte sie sich dafür entschieden, weil sie findet, dass in der Verteidigung etwas passieren muss – aber der Krieg hat die Entscheidung beschleunigt.

Wie war das Schießtraining? „Cool. Es ist eine große Verantwortung, aber es hat auch Spaß gemacht.“

Ich denke an meinen kläglichen Versuch im Schießsimulator, der erst ein paar Minuten zurückliegt. Eine echte G36, mit Rückschlag, aber ohne Kugeln. Im Liegen schieße ich auf eine digitale Zielscheibe. Bis mir irgendwer sagt, dass ich auf die Bahn des Nebenmannes ziele.

Warum würde sie im Ernstfall töten?, frage ich sie. „Ich würde für die Bundesrepublik Deutschland zur Waffe greifen und die Gesellschaft, die dahintersteht, die Demokratie.“ Das Wort „Töten“ möchte sie dann lieber doch nicht verwenden.

Sie schwärmt von der Kameradschaft, spricht von Gehorsam und Befehl, an die sie sich gewöhnen musste. Aber das müsse nun mal sein, da hieß es eben: Raus aus der eigenen Komfortzone. Balzer scheint zu hundert Prozent überzeugt, das richtige zu tun.

Für die eigene Tochter sterben?

Im Bus, der die Soldaten und mich in die Stadt fährt zum Gelöbnis, spreche ich mit einem 37-Jährigen, der Zivildienst gemacht hat, nun aber wegen Russland und seiner Tochter zum Heimatschutz gegangen ist. Erst später im Hotelzimmer fällt mir ein, was ich zumindest hätte zu bedenken geben können. Dass er nämlich, um die Demokratie für seine Tochter zu schützen, möglicherweise den Vater einer anderen Tochter tötet. Im Krieg trägt man schnell zu den Grausamkeiten bei, die man eigentlich verhindern möchte. Würde es seine Tochter trösten, wenn ihr Vater im Kampf für die Demokratie gestorben ist?

In Nienburg, beim Gelöbnis zwischen Kirche und Rathaus, treffe ich meine Entscheidung. Im Gleichschritt laufen die Soldatinnen und Soldaten ein, unterstützt durch die Abteilung Marschmusik. Sie bleiben stehen in Reih und Glied, die Körper bis ins Unendliche angespannt, um sie herum Angehörige und ein paar Einwohner. Antreten, Marschieren, Stillgestanden... Ich denke bloß: Warum?

Es beginnt der Reigen der abgelesenen Reden hinter einem in Deutschland-Fahne eingewickelten Pult. Vom Kommandeur. Vom Bürgermeister. Von Frau Balzer. Ständig fallen Begriffe wie Pflicht, Kameradschaft, Stolz, Tapferkeit, Dienen. Ab und zu fällt auch das Wort Demokratie. Dann treten zwei mal sechs Soldatinnen und Soldaten zum

Gelöbnis an, mit der Hand an der Fahne, wie damals mein Bruder, und sagen: „Ich gelobe, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen."

Ich bin während meiner Recherche nur Menschen begegnet, denen ich die besten Absichten unterstelle. Wer in Kauf nimmt, im äußersten Fall einen anderen Menschen zu töten, der muss überzeugt sein, das Richtige zu tun. Meine Überzeugung reicht dafür nicht. Zu gehorchen bedeutet für mich nicht bloß, die Komfortzone zu verlassen, wie für Frau Balzer. Es nicht zu tun, ist Teil meiner Identität. Ich gehe nicht auf in einem Kollektiv. Begriffe wie Pflicht und Dienen lösen bei mir nichts aus. Ich habe lieber Freunde als Kameraden. Ich habe auch keine Lust, in Strukturen zerrieben zu werden, die erstmal überarbeitet werden müssten, bevor dort noch mehr Geld und Personal reingekippt wird.

Erst wenn ich keine berechtigten Zweifel mehr habe, wie es vor Gericht heißt, würde ich mich für die Bundeswehr entscheiden. So lange werfe ich meine Überzeugung nicht über den Haufen, niemanden zu töten, der mir nichts getan hat. Der nur zufällig auf der anderen Seite steht.

Was verteidigen wir hier eigentlich?

Und: Ich frage mich, ob die Bundeswehr am Ende nicht doch eher ein Territorium als eine Verfassung, die Demokratie verteidigt. Ich hänge deutlich mehr an der Verfassung als am Territorium.

Und diese Verfassung, das ist mein ganz persönlicher Eindruck, scheint mir derzeit noch akuter von innen bedroht als von außen. Und ich wünsche mir, dass mehr Menschen in diesem Land und vor allem ein paar Regierungsmitglieder mehr diese Gefahr von innen für die Demokratie deutlicher ansprechen. Dann würden wir kein immer weiteres Erstarken der AfD sehen und stattdessen mit aller Macht des Rechtsstaats dagegen vorgehen. Dann würden wir lernen, dass es nichts bringt, sich dieser Partei in Sachen Migrationspolitik anzunähern, denn dann wählen die Leute das Original.

Wenn wir nicht in der überwältigenden Mehrheit bereit sind, die Demokratie nach innen zu verteidigen, dann können wir es gleich ganz lassen. Im schlimmsten Fall fiele bei den nächsten Wahlen eine aufgerüstete Bundeswehr der AfD in die Hände.

Um die Demokratie zu schützen, dafür gebe ich meine Zeit, aber – zumindest heute – nicht mein Leben. NGO ja, Bundeswehr nein. Ich weiß nicht, wie ich darüber denken werde, wenn russische Truppen nicht nur in der Ukraine stehen, sondern in Litauen oder in Finnland oder in Polen. Ich kann es mir nur momentan nicht vorstellen, was selbstverständlich nicht bedeutet, dass es ausgeschlossen ist.

Würde ich also auch 2025 wieder verweigern?

Ja.

Würde es mir diesmal schwerer fallen?

Ja.

Würde ich außerdem ablehnen, Teil des Heimatschutzes zu werden?

Ja.

Könnte ich mir vorstellen, meine Meinung zu ändern, wenn sich die Situation verschärft?

Ja.

Könnte ich mir vorstellen, gerade dann meine Meinung nicht zu ändern, weil ich einfach nicht sterben will?

Ja.